

(Nachdruck verboten.)

89]

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Volter fehlte fast regelmäßig, wurde aber auch kaum vermisst. Wurde er einmal dienstlich im Lazarett zurückgehalten, bemerkte man ihn wegen seiner Schweigsamkeit fast nicht. Das freie Abendstündchen brachte er bei seiner Braut zu. Jeder Schüler wußte das, wiewohl es Volter nur Bornemann anvertraut hatte. An Volters Art und Weise hatten sie sich schon so gewöhnt, daß keiner mehr darüber sprach. Bornemann legte sich auch gleich ins Mittel, Volter zu verteidigen, wenn ihm irgendein Fehl beim Dienst zugeschoben wurde.

Vor Volter hatte Bornemann einen großen Respekt. Eben weil er ernst und gemessen war, imponierte er ihm. Er fühlte sich zu Volter hingezogen. Er hatte überhaupt die ruhigen Menschen viel lieber als solche, die, wie er selbst, heiter und fröhlicher Laune waren. Auch liebte er es, über ernste Dinge zu reden. Wenn er mit Volter sprach, nahm er seine bekannten Schlagwörter selten in den Mund. Er fühlte, daß sie bei ihm nicht recht angebracht waren. Dann hatte er die innere Gewißheit, daß Volter geistig über ihm stand. So treuherzig sein Humor war, so treuherzig war auch seine Anhänglichkeit an Volter. Wenn er etwas nicht wußte, wandte er sich zuerst an ihn.

„Kollegen, wenn nur erst die Zeit um wäre! Jetzt kommt noch die Prüfung — dann werden wir Gefreite — dann kommt der Sommer — dann geht's ins Manöver.“

„Denkst Du, daß alle die Prüfung bestehen und Gefreite werden?“ fragte der lange Bröhl.

„Na, die Prüfung kann ja ein Kind bestehen. Das ist alles Formalität. Vorher wird einem ein bißchen Angst gemacht — dann kommt der Generalarzt — der findet alles sehr schön, wie bei jeder militärischen Besichtigung. Die Vorgesetzten haben immer mehr Angst wie unsereiner.“

Woche um Woche verstrich, ohne daß ein besonderes Ereignis das Einerlei des Lazarettgetriebes störte. Eifrig wurden weiter die Tage gezählt und Bornemann brachte mit seinem nie versiegenden Humor Leben und etwas Freude in das graue Einerlei des Tages.

Seit Weiners Tode wollte aus Volters Gesicht der ernste Zug nicht verschwinden. Mit Aufopferung gab er sich dem Krankendienst hin. Aus ganzer Kraft bemühte er sich, den armen Kranken ihre Tage zu erleichtern. Das läuterte ihn. ...

Auf Wache war er, bei einem Schwindstüchtigen. Wenige Tage hatte er noch zu leben. Seine alte Mutter, eine arme Frau vom Lande, hatte von der Heimat die große Reise unternommen, um ihren kranken Sohn zu besuchen. Stundenlang saß sie nun an seinem Bette, ohne ein Wort zu reden. Der Kranke lag auf seinem Lager im Todeskampf und erkannte die Mutter nicht. Schwere Tränen flossen langsam über ihre faltigen Wangen. Als sie dann weggehen mußte, versuchte sie Volter ein Fünzigpfennigstück in die Hand zu drücken. „Nun Sie Ihr möglichstes!“ bat sie ihn mit gebrochener Stimme. Noch einen wehmütigen Blick auf den Sohn, dann war sie aus der Tür. Sie glaubte vielleicht in ihrer Herzens-einfalt, es stünde in Volters Macht, ihrem Sohne zu helfen.

Volter wußte, daß er kein Geld annehmen durfte — aber um der alten, armen Frau nicht eine kleine Hoffnung zu rauben, steckte er es zu sich.

Eine Träne glänzte ihm im Auge, als er der Frau nachblidete.

Könnte ich ihn gesund machen, wie gerne täte ich es! Aber das Scherflein, das Du mir gabst, war mehr für Dich, als für mich.

Waren die Schüler unter sich und allein auf ihrer Stube, kein Unteroffizier im Verschlag, dann wurde mit Vorliebe leise ein Reservistenlied angestimmt. Alle diese Lieder zu singen war verboten, aber den sogenannten alten Knochen galten diese Gesänge als altes Privileg, und da summt jeder mit — Reserve hat Ruh' — und wie sie alle heißen.

Eine feierliche Stimmung herrschte dann, und mit einer wahren Andacht wurde gesungen. In der Kaserne ging es bei solchen Gesängen gewöhnlich etwas geräuschvoll zu. Beim Bier in der Kantine wurden die Brise oft heruntergebrüllt. Aber hier im Lazarett ging alles hübsch ruhig zu. Das liebste Lied war allen die alte Volksweise: In die Heimat möcht ich wieder. Aus vollem Herzen ertönte mehrstimmig dieses alte Lied der Sehnsucht nach dem Vaterhaus.

Bornemann gab den Ton an. Er konnte fuchsteufelswild werden, wenn einer einen falschen Ton von sich gab. Sein Liebling Sonapp war mit ganz merkwürdiger musikalischer Fähigkeit begabt, die Bornemann in die hellste Wut versetzen konnte.

„Das ist ein heiliges Lied!“ sagte er. „Wer nicht singen kann, soll den Schnabel halten und zuhören.“

Die Prüfung war überstanden, der Generalarzt hatte seine vollste Zufriedenheit ausgesprochen. Einige Tage darauf wurden sämtliche Schüler zu Gefreiten ernannt.

Der Eindruck, den diese Ernennung machte, äußerte sich bei den Schülern ganz verschieden.

Diese Episode betrachtete Kunze als ein Glied der langen Kette der ihm aufgezwungenen Pflicht.

Bornemann machte seine Witze darüber. „Siehst Du, Sonapp, das ist die erste Stufe zum Generalarzt! Es steht doch in den Kriegsartikeln, jedem Soldaten stehen die höchsten Stellen im Heere offen. Jetzt bist Du schon der Herr Gefreite! Dann kommen die Treffen, wenn Du dabei bleibst. O je, kannst Du es dann noch weit bringen! Für mich ist ja bloß die Hauptsache, daß man jetzt fünf Pfennige täglich mehr bekommt.“

Sonapp konnte seine Freude nicht verbergen, daß er nun Gefreiter geworden war. Schon einige Wochen vorher hatte er sich die Knöpfe gekauft und in seinem Spind aufbewahrt. Mit einer stolz lächelnden Miene hatte er diese Neuigkeit auf einem Duzend Ansichtskarten seinen sämtlichen Verwandten und Bekannten mitgeteilt.

Alle freute es jedenfalls, daß nun der tägliche Unterricht für immer zu Ende war. Es wurde ihnen in der letzten Zeit schon etwas langweilig, auf den Bänken zu sitzen wie die Schulkinder.

Volter kam mit Bornemann auf die gemischte Station, mit der Aussicht, vielleicht die ganze übrige Dienstzeit auf dieser Station bleiben zu können. Das machte Bornemann fast glücklich. Denn auf dieser gemischten Station gab es doch die wenigste Arbeit, was für ihn die Hauptsache war. Volter war es angenehm, mit Bornemann weiter arbeiten zu können. Er war ihm doch der liebste von allen.

Sergeant Bogdahn war auch froh, den niederträchtigen Zigarrenförtierer endlich nicht mehr um sich zu haben. Keiner hatte ihn bis jetzt so geärgert wie der. Jetzt mußte er wohl oder übel auch selbst in die Stadt gehen und in seinem Wirtshaus essen, denn die neuen Gefreiten fühlten sich zu stolz, mit dem Schnaps über die Straße zu wandeln.

Oberstabsarzt Klein von der Gemischten war ein gutmütiger alter Herr, der gern einen Spaß mit den Kranken seiner Station machte. Sein Assistent Oberarzt Breitmeier kam nach der Visite nicht eilig genug aus dem Lazarett wieder hinaus. Der Dienst dauerte ihm viel zu lange. Man sah an seinem ungeduldrigen Wesen, daß er wenig Zeit hatte. Eine große Figur war er, mit langen Beinen und großen Füßen. Merkwürdig war sein Gang. Beim Abrollen des Fußes neigte er seinen Oberkörper stark nach vorn. Auf seiner langen Nasenspitze war ein Kneifer eingeklemmt, der jeden Augenblick herunterzurutschen drohte. Das gräßlichste war ihm das Schreiben der Krankenberichte über jeden Kranken. Seine Pflicht war es eigentlich, die Krankenjournalen selbst zu schreiben, aber er diktirte sie einem Sanitätsgefreiten der Station, dessen Handschrift ihm gut genug schien. Sehr oft änderte Oberstabsarzt Klein sie um oder strich sie ganz, als nicht richtig, durch, wenn sie ihm zur Unterschrift vorgelegt wurden. Das tat aber der Eile des Oberarztes keinen Abbruch.

Wenn er am Nachmittag allein Visite machen mußte, ging er nur dann auf Station, wenn ein Zugang war, den

er untersuchen mußte. Sonst fragte er den am Tor auf ihn wartenden Stationsaufseher der gemischten Station, Unteroffizier Baumert, ob es etwas Neues gäbe. War das nicht der Fall, so machte er sofort Kehrt und ließ sich bis zum andern Morgen bis kurz vor der Visite des Oberstabsarztes nicht im Lazarett sehen.

Unteroffizier Baumert war der stillste sämtlicher Sanitätsunteroffiziere. In der Front mußte er wohl einer der Ungeheuersten gewesen sein. Er stammte vom Lande, was man ihm sofort anmerkte. Er trug sich mit der festen Absicht, nach zwölf Jahren als Postassistent oder Zollbeamter eine Stellung zu erreichen. Immer ging er mit einem Elementarlehrbuch der französischen oder englischen Sprache herum. Die Botafeln wollten ihm aber nicht so recht in den Kopf. Fleißig war er. Oft bis spät in die Nacht hinein brannte die Lampe in seinem Verichlag. Leise murmelte er da die auswendig gelernten Lektionen her. Er war der einzige von den Unteroffizieren, der mit den Sanitätsgefreiten in einer freundschaftlichen Tonart sprach. Ueber Bornemanns wichtige Art lachte er auch mit, wenn er gerade hinzukam. Zivildienstlich betrachtete er die Gefreiten als seinesgleichen. Nur dem Volter begegnete er mit einer größeren Achtung, da er erfahren hatte, daß er sehr gut französisch sprach. Gern hätte er sich mit Volter intimer unterhalten — aber das Unnahbare an Volter und das rein dienstliche Benehmen ihm gegenüber hielt ihn davon zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einbrecher.

Von Upton Sinclair.

Berechtigte Uebersetzung von Arthur Baar.

Personen:

Jim Taraday — der Einbrecher.

Harvey Austin — ein Rechtsanwalt.

Helene Austin — seine Gattin.

Ort der Handlung: Bibliothekszimmer im Austinschen Hause (in einer amerikanischen Industriestadt).

Zeit: Zwei Uhr nachts.

Die Bühne zeigt ein luxuriös ausgestattetes Zimmer. In der Mitte ein Tisch mit einer Lampe. Zur Rechten ist der Eingang in den Vorraum, die vordere Tür des Hauses ist sichtbar. In der Ecke steht ein Schränkchen mit seltenen Rippes. Im Hintergrunde ein nach der Straße geöffnetes großes Fenster. Ein Kamin. Links sind zwei Eingänge. Das Zimmer enthält Bücherschränke, verschiedene Lehnstühle u. a.

Beim Aufgang des Vorhanges ist die Bühne leer und das Zimmer dunkel; es wird nur erhellt durch das Feuer im Kamin. Man hört vom Fenster her das Geräusch von brechendem Holz.

Jim. (Ein derb gekleideter, junger Mann mit einem Pflaster über dem einen Auge, steigt durch das Fenster ein, bleibt nervös umherblickend stehen, sieht sich um, dann läßt er eine Blendlaterne aufblitzen.)

„Das sieht hier recht hübsch aus.“

(Geht zum Kaminsims, nimmt silberne Tassen, steckt sie in den mitgebrachten Sack und geht dann links hinaus.)

Austin. (Tritt ohne viel Geräusch durch die Vordertür ein, hängt Hut und Mantel auf und bleibt dann im Eingang stehen. Er ist ein junger Mann mit glattem Gesicht, in Abendtoilette.)

„Schon zu Bett gegangen, he?“

(Er nimmt ein Glas mit Zigaretten heraus und ist im Begriff, eine anzuzünden, als ein Klirren, wie von einer fallenden Vase hörbar wird. Er stutzt, läuft dann zum Tisch, öffnet eine Schublade, entnimmt ihr einen Revolver und probiert ihn, eilt damit durch den anderen Eingang, nach links hinlaufend.)

„Das Geräusch schien von unten zu kommen.“

Jim (tritt mit erschrecktem Gesicht ein, starrt in die Halle und nach oben:

„Gott! Was habe ich da gemacht!“ Lange Pause. „Sie scheinen nicht davon aufgewacht zu sein.“

(Geht im Zimmer prüfend umher, dann und wann anhaltend, um zu lauschen. Nachdem er Verschiedenes in den Sack gepackt hat, tritt er ans Schränkchen und versucht es zu öffnen. Das nimmt einige Zeit in Anspruch, und als er sich im Schatten duckt, mit dem Rücken nach dem rechten Eingang, erscheint Frau Austin.)

Helene Austin (sie ist jung und schön und trägt ein Nachtgewand mit Spitzenüberwurf. Aengstlich umherstehend steht sie da, geht dann zur Mitte des Zimmers, als sie ein Geräusch von Jim hört und erschrocken auffährt). „Oh!“

Jim (springt auf die Füße, zieht einen Revolver): „Halten Sie die Hände hoch!“

Helene (weicht entsetzt zurück).

Jim: „Halten Sie die Hände hoch!“

Helene (halb nachgebend): „Ich habe keine Waffe.“

Jim: „Das macht nichts.“ (Lange Pause, in der einer den andern anstarrt.) „Ich will Ihnen nichts zu Leide tun, Madame.“

Helene (nach dem ersten Schreck ruhiger): „Nein, vermutlich nicht. Sie wollen nur wieder fort von hier.“

Jim: „Das stimmt.“

Helene: „Nun gut, Sie mögen gehen.“

Jim: „Und Sie schreien nach der Polizei, wenn ich zur Tür hinaus bin, he?“

Helene: „Nein, ich will keine Polizei. Ich glaube nicht, daß jemand dadurch gebessert wird, daß er ins Gefängnis kommt.“

Jim: „Hm!“ (Eine neue Pause.)

Helene: „Warum tun Sie das?“

Jim: „Es ist meine Art, meinen Unterhalt zu erwerben.“

Helene: „Ist das nicht eine recht aufreibende Art?“

Jim: „Es ist keine Spielerei, Madame.“

Helene (lächelnd): „Ich sollte meinen, es geht hart an die Nerven.“ (Nach einer neuen Pause): „Gibt es keinen rechtshaffenen Weg, auf dem Sie Ihren Lebensunterhalt erwerben können?“

Jim: „Weiß nicht. Es mag sein. Ich bin es müde geworden, danach zu suchen.“

Helene: „Ich möchte Ihnen helfen, wenn Sie wollen.“

Jim: „Ich habe nicht nach Hilfe gefragt.“

Helene: „Nein, aber ich biete sie Ihnen an.“ (Nach einer Pause): „Betreiben Sie diese Art Geschäfte schon lange?“

Jim: „Nein.“

Helene: „Wie lange?“

Jim (zögernd): „Es ist meine erste Arbeit.“

Helene: „Was! Ist das Ihr Ernst?“

Jim: „Es ist zufällig wahr, Madame.“

Helene: „Wie kamen Sie dazu?“

Jim: „Es ist eine lange Geschichte.“

Helene: „Erzählen Sie sie mir.“

Jim: „Zum Geschichtenerzählen ist gerade jetzt nicht die rechte Zeit.“

Helene: „Sie trauen mir nicht? Ich hege keinen Groll gegen Sie. Ich frage nichts nach all den Dingen, die Sie in Ihren Sack gepackt haben, und glaube, Sie wünschen jetzt auch kaum noch, sie mitzunehmen. Ich bin nur traurig, einen Mann auf unrechtem Wege zu sehen, und wenn ich kann, möchte ich ihm helfen. Ich treibe kein falsches Spiel mit Ihnen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf.“

Jim: „Bei dem Geschäft ist nicht viel Ehre.“

Helene: „Nein, vermutlich nicht, aber Sie können mir vertrauen. Legen Sie den Revolver weg und sprechen Sie.“

Jim (mürrisch): „Es kann ja doch nichts nützen.“

Helene: „Es kann aber auch nichts schaden. Legen Sie den Revolver beiseite und erzählen Sie mir, wie das gekommen ist.“

Jim: „Sie lassen mich aber nachher gehen und machen keine Geschichten?“

Helene: „Ich gebe Ihnen mein Wort.“

Jim: „Na schön. Ich glaube, ich bin ein Narr, aber ich will Ihnen trauen. (Steckt den Revolver in die Tasche.) Setzen Sie sich, Madame. Es muß Ihnen kalt sein. Das ist eine merkwürdige Situation für einen Einbrecher.“ (Setzt sich ihr gegenüber.) „Sie hörten den Lärm, den ich nebenan machte?“

Helene: „Ja. Was fiel da?“

Jim: „Eine Art Krug.“

Helene: „Oh, meine griechische Vase. Nun, macht nichts, — es war eine Nachahmung. Was taten Sie dort?“

Jim: „Ich suchte was zu essen.“

Helene: „Oh!“

Jim: „Das wäre seit vorgestern der erste Bissen gewesen.“

Helene: „Wie kam denn das?“

Jim: „Keine Arbeit.“ (Nach einer Pause). „Ich vermute, Sie werden mir mit dem alten Schwundel kommen; es gibt genug zu tun für den, der arbeiten will.“

Helene: „Nein, zufällig habe ich darüber gelesen, und ich weiß es besser. Sonst wäre ich vorhin schon in Ohnmacht gefallen, als ich Sie sah. Statt dessen sitze ich hier, um mit Ihnen zu plaudern. Trinken Sie?“

Jim: „Ja, aber ich habe es sonst nicht getan. Jeder, der so viel durchgemacht hat, wie ich, würde trinken.“

Helene: „Sind Sie verheiratet?“

Jim: „Ja, — ich war verheiratet. Meine Frau ist tot.“

Helene: „Haben Sie Kinder?“

Jim: „Zwei. Beide tot.“

Helene: „Oh!“

Jim: „Es ist keine hübsche Geschichte, Madame. Es ist die Geschichte eines armen Mannes.“

Helene: „Erzählen Sie sie mir.“

Jim: „Also gut. Ich glaube, Sie werden den Rest der Nacht nicht mehr schlafen können, aber Sie wollen es ja so.“ (Pause.) Vor einem Jahre noch war ich, was man einen ehrlichen Arbeiter nennt. Ich hatte ein Heim und eine glückliche Familie, und ich trank nicht zu viel und kam vorwärts trotz schwerer Arbeit. Ich war in den Stahlwerken, hier in der Stadt.“

Helene (stutzt): „Bei der Empire Stahlgesellschaft?“

Jim: „Ja. Warum?“

Helene: „Nichts, — ich kenne dort zufällig einige Leute. Fahren Sie fort.“

Neues vom Märchen.

Von Paul Witko.

Jim: „Es ist kein Kinderspiel, dort zu arbeiten, Madam. Da gibt's eine schreckliche Menge von Unfällen, mehr als die Welt ahnt. Da kann einer zum Teufel gehen, so schnell als man mit den Fingern schnippt, und sie behandeln die Leute nicht anständig; sie vertuschen, was da vorgeht. Es passieren Dinge, die Sie nicht glauben werden, wenn ich Sie Ihnen erzähle.“

Helene: „Erzählen Sie davon.“

Jim: „Ich habe gesehen, wie ein Mann sich dort in einem der Krane verfang. Sie hielten die Maschinerie an, aber sie konnten ihn nicht rauskriegen. Man hätte den Kran vollständig auseinandernehmen müssen; das hätte verschiedene Tage gedauert und es war massenhaft zu tun und der Mann nur ein armer Fremdling, den keiner kannte, um den sich niemand kümmerte. So ließen wir den Kran laufen und schnitten ihm das Bein ab.“

Helene: „Oh, wie entsetzlich!“

Jim: „Das sind so Dinge, die Sie nicht glauben können, wenn Sie sie nicht sehen. Aber ich habe sie gesehen, fragte aber nichts danach. Ich war ein Narr. Und dann kam meine Stunde.“

Helene: „Was meinen Sie damit?“

Jim: „Ein Ofen explodierte und ein Stück Schlade traf mich hier, wo Sie das Pflaster sehen. Wenn das Pflaster nicht wäre, könnte Ihnen von dem Anblick übel werden. Es war ein Schmerz, der sich nicht beschreiben läßt. Es dauerte einige Tage, ehe ich wußte, wo ich überhaupt war, und das erste, als ich wieder zur Besinnung kam — im Hospital — da war ein junger Rechtsanwalt, der schon mit einem Schriftstück auf mich wartete.“

Helene (erregt): „Ein Rechtsanwalt?“

Jim: „Ja Madam. Er vertrat die Gesellschaft, wissen Sie. Ich sollte das Schriftstück unterschreiben, — es war eine Quittung über die Auslagen im Hospital, — für die Operation und alles das, — da sehen Sie, sie hatten mir herausgenommen, was noch von meinem Auge übrig geblieben war, und natürlich konnte ich nicht sehen. — Ich hatte nur zu unterzeichnen, wo man es mir zeigte. Und als ich wieder besser war, fand ich, daß sie mir eine Falle gestellt hatten, indem sie sich einen Verzicht auf alle meine Ansprüche unterzeichnen ließen.“

Helene: „Einen Verzicht?“

Jim: „Ich hatte die Auslagen im Hospital als Ersatz angenommen für alle meine Ansprüche an die Firma. Und ich konnte keinen Schadenersatz bekommen, und mein Auge war weg, und alle die Wochen ohne Lohn —“

Helene: „Mein Gott!“

Jim: „Und sie warfen mich raus, als ich noch so schwach war, daß ich kaum gehen konnte, und —“

Helene (höchst aufgeregt): „Wer war dieser Mann?“

Jim: „Wer?“

Helene: „Dieser Rechtsanwalt?“

Jim: „Seinen Namen habe ich niemals gehört. Er war ein junger Mann, hübsch, mit glattem Gesicht.“

Helene (flüsternd): „Oh!“

Jim: „Ach, die fragen nicht danach — die sind glatt wie ein Kal. Die machen das alle Tage. Dafür werden sie bezahlt.“

Helene (ihr Gesicht mit den Händen bedeckend): „O, halten Sie ein!“

Jim: „Was gibt's?“

Helene (mit bleichem Gesicht aufblickend): „Nichts, fahren Sie fort.“

Jim: „Zwei Monate dauerte es, ehe ich überhaupt wieder arbeiten konnte. Und die Miete mußte bezahlt werden, und sie warfen uns hinaus. — Es war Winter, und meine Frau holte sich eine Erkältung, aus der eine Lungenentzündung wurde, und sie starb. — Das ist alles, was ich darüber zu sagen habe.“

Helene: „Fahren Sie fort.“

Jim: „Und dann, sehen Sie, kam der Finanzkrach — und die Fabriken wurden plötzlich geschlossen. Der Rechtsanwalt hatte mir gesagt, die Firma wolle dafür sorgen, daß ich immer dort Arbeit hätte, aber das war nur, damit ich unterschreiben sollte.“

Helene (stieberhaft): „Haben Sie ihn auf die Probe gestellt?“

Jim: „Ich ging nach dem Kontor, um ihn zu sprechen, aber sie wollten mich nicht einmal zu ihm lassen.“

*) Anmerkung des Uebersetzers: Die amerikanischen Unternehmer tragen in der Regel große Sorge, gesichert zu sein gegen alle Ansprüche auf Schadenersatz, die die Arbeiter für irgendwelche nachteilige Folgen der Arbeitsverhältnisse geltend machen könnten. Viele gehen darin so weit, daß sie regelmäßig bei der Lohnzahlung den Arbeitern mit der Quittung über den empfangenen Lohn zugleich einen Verzicht auf alle Ansprüche gegen die Firma zur Unterschrift vorlegen. Steht ein großer Schadenersatzprozeß in Aussicht, so säumt man auch die krummen Wege nicht, wie sie hier Upton Sinclair schildert, um die Unterschrift zu erlangen und den Arbeiter wehrlos zu machen und ihn dann mit Versprechungen und geringfügigen Abfindungen zunächst zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Hundert Jahre sind jetzt verfloßen, seit die Brüder Grimm begannen, aus deutschem Volksmunde alte Märchen zu sammeln. In den Dörfern um Kassel, wo sie wohnten, und um Hanau, wo sie zur Welt kamen, im Paderbornischen und anderen westdeutschen Gegenden ließen sie sich von Landleuten die im Volke lebenden und scheinbar aus ihm erwachsenen Märchen erzählen und schrieb sie in möglichst vollständiger Form auf. So unvergänglich der Schatz deutschen Volksgeistes ist, den sie damit ans Licht gehoben, so haben doch die gelehrten Folgerungen, die sie aus ihrer Sammlung für die Entstehung des Märchens zogen, der fortschreitenden Wissenschaft nicht standgehalten. Ein neues Bild vom Wesen dieser Dichtung ist uns entstanden, und während die Grimms den Gehalt des Märchens vergöttlicht hatten, hat man ihn nun vermenschlicht, in enge Beziehungen gesetzt zu unseren innersten Erlebnissen. Prof. v. d. Leyen in München führt ganz neuerdings den Ursprung des Märchens zurück auf die ältesten Vorstellungen der Menschen über Schlaf und Tod, Traum und Wachen. Das Märchen ist, so meint er, nichts weiter als die Wiedergabe eines Traumes, und alle bekannten Märchenmotive ließen sich auf ein Traumerlebnis zurückführen; so das Motiv vom Zauberschlaf im Dornröschen, das Zaubermotiv usw. Märchenstoffe lieferten auch die Vorstellungen von der Seele, die in Schlaf und Traum außerhalb des Menschen lebe. Seelenglaube, Naturbeseelung (sagen Märchen). Zum Urquell der Märchendichtung zu dringen ist indes Eisyphusarbeit. Die Wünschelrute, mit der er sich finden ließe, ruht noch in Frau Junks Geheimnisvollen Händen.

Den Strom der Märchendichtung aber sehen wir sich ergießen über die ganze Welt, von der Zone der Zulus bis zum eisigen Island. Der köstliche Märchenschatz der Völker war lange unbehütet. Verschädigt ward er, verschüttet zum Teil, zum Teil geschändet. Traurige Trümmer nur sah man ragen. Was offen zutage lag, war in wüster Verwirrung, hatte man lieblos von Schlingkraut untwuchern lassen. Und lange hatte man nicht gewagt, zu säubern, denn den üppigen Esen abelte sein Alter. Erst ganz neuerdings riß man die bededenden Ranken rücksichtslos herunter, drang auf dem Wege vorurteilsfreier Wissenschaft in die lichtlosen Räume des Märchenlabyrinthes und in das Dunkel strömte mancher belebende Strahl. Endlich stand man da erstaunt und stumm vor Entzücken über diese Welt bunter Träume und kindlicher Sehnsucht, diese Welt ungeheurer Fremdheiten und schöner Bildnisse, diese Welt der blauen Wunder, die doch zugleich die Heimatwelt war in ihrer stillen, einfachen, herzgründenden Einfachheit. Und immer geheimnisvollere Wunder enthüllten sich und lockten weiter und immer weiter. Doch immer neue dornige Gebüsche stellten sich in den Weg und schüttelten die Köpfe über die, die sie beiseite drängten.

Aber weiter, viel weiter ist die Wissenschaft vom Märchen inzwischen gelangt. Wir wissen, daß das Wort „Märchen“ zu dem heute geläufigen Sinne am Ende des 18. Jahrhunderts gekommen ist, als die orientalischen Märchen bekannt wurden. Und erst vor etwa hundert Jahren wurden die drei wissenschaftlich von einander getrennten Begriffe Mythos, Sage und Märchen geprägt, indem man mit Mythos die Götterfrage bezeichnet, Sage, die an bestimmte Persönlichkeiten oder Orte oder Gebräuche geknüpften Erzählungen, Märchen die Fülle der frei schwebenden Geschichten nennt. Die Brüder Grimm sahen den Dornmythos als den ältesten Quell von Sage und Märchen an. Ihr Lieblingsbeispiel war unser liebes Dornröschen. Das schien den Brüdern Grimm zweifellos nichts anderes als der letzte Nachklang der Götterfrage von Brunnbild. Nach der Edda, die in ihren alten Liedern die Stoffe der germanischen Götter und Helden enthält, wird Brunnbild in strahlender Waffenrüstung von Odin mit dem Schlaforn gestochen und schläft den Zauberschlaf in der Waberlohe, einem Feuerwall, den nur Siegfried (alt nordisch Sigurd) durchdringen kann, der furchtlose, der der beste ist und stärkste und glänzendste der Menschen. Brunnbild verfällt dieser Strafe, weil sie sich dem Willen der Götter widersetzte. Das Dornröschen des Volksmärchens handelt gegen den ausdrücklichen Willen der Eltern, als es sich an die Spindel setzt, und auch sein Ungehörigam wird bestraft.

Die Brüder Grimm fanden auch in der Mythik, der Götterfrage, wie im Märchen das gleiche Natursinnbild: der Reizzeit folgt eine Zeit, da die Natur im Winterschlaf ruht. Mit Brunnbild wie mit Dornröschen sei also nichts anderes als die Erde gemeint. Diese Deutung sprachen die Brüder Grimm als ihr sicheres wissenschaftliches Forscherergebnis aus. Und sie glaubten das Sinken der meisten uralten Göttertypen von Stufe zu Stufe beweisen zu können; sie kamen zu der Ueberzeugung, daß der wahre Sinn von Märchen und Sage nur erfasst werden könne durch Rückführung auf ihren mythischen Ursprung: Götter sollten ursprünglich die Helden der Sage und des Märchens gewesen sein, und der Schauplatz ihrer Taten der Himmel. Also Brunnbild, die Schlachtenjungfrau der alten germanischen Heldensage, und das Dornröschen, so meinten die Brüder Grimm, seien eine und dieselbe Person. Das schien ja auch so selbstverständlich und so leicht faßlich und unüberwindlich anziehend. Diese Anschauung hat sich durch weite Schichten verbreitet und ist auch heute noch die Meinung gar

vieler. Die moderne Folklore (Vollkunde) widerspricht dem auf entschiedenste. Es war die Zeit der Romantik, in der solche zweifelhaften Deutungen aufkamen und Glauben fanden. Und es hatte selbst für Gelehrte lange einen eigenen Reiz, in den schönen Märchen, die Großmütter einst in den zu Gruselstimmungen verführenden Dämmerstunden ihnen erzählt hatten, unverwundbare Abdrücke zu ahnen von den wichtigen Miesenschriften unserer Urväter in der Heldendichtung. Unsere nüchternen Forstern zugeneigte Zeit lächelt über solche romantische Leichtgläubigkeit, nichts als eine Art degenerierten Atavismus in der Umbildung von Mythen zu Märchen zu erblicken.

Aber mit der Sonne der Wissenschaft ist's auch ein heißes Ding! Wie die große Erdsonne ist sie uns Menschen sehr fern und immer neue Welten ziehen an ihr hin und verdunkeln sie. Auch wenn sie leuchtend klar am Himmel steht, vermögen selbst die schärfsten Augen unserer größten Gelehrten ihre helle, grelle Klarheit nicht zu erblicken. Theodor V. S. (geb. 1809) stellte vor genau 50 Jahren die lange unangefochtene Theorie auf, Indien sei die Heimat des Märchens. In den letzten Jahren aber ist besonders lebhaft auf diesem Gebiete weiter geforscht worden. Aus allen Literaturen sind die Märchenstoffe heute mit unendlichem Fleiße gesammelt und verglichen worden, und die Frage der Entstehung der Märchen ist in ein neues Fahrwasser geraten. Heute gibt es nur wenige Gelehrte, die noch behaupten, die meisten Märchen, die des Orients wie die des Okzidents, stammten aus Indien und seien dort entstanden. Englische Gelehrte waren die ersten, die erklärten, die Märchen sind überall entstanden; es gibt keine internationale Dichtung als das Märchen. Nicht auf nationalem Boden erwachsen die meisten heutigen deutschen „Vollsmärchen“ und, sofern sie ihm entkeimen, bleiben sie keineswegs bei uns allein heimlich, sondern frei sind sie über die Erde gewandert. Die Indier und die Ägypter, die Griechen und die Römer, die Araber, die Korneger, Isländer und Lithauer, sie alle erzählen sich seit grauen Zeiten gleiche schöne Geschichten. Ja, die Entdecker der Länder jenseits des Ozeans fanden bei dortigen Eingeborenen die nämlichen Märchen wie daheim. Die Zulus, die mit uns doch wahrlich nicht rassenverwandt sind, haben Märchen, die unseren Hausmärchen überraschend ähnlich sind. Einer der beliebtesten Zulumärchenstücken mit dem schönen Namen Uthlalanjama ist ein Gemisch von Niesentöter und unterm Däumling. Und seine Märchenereignisse sind sehr ähnlich denen von Hänsel und Gretel, die die böse Waldhege verbrennen, und von Rotkäppchen, die den Wolf verkleidet in der Großmutter Bett liegen sieht, und von den sieben abenteuerlichen Schwaben mit ihrem langen Spieß, die vor dem Hasen Meißhaus machen, weil sie ihn für ein wildes Tier halten, und die im Fluß erlaufen, gefoppt durchs Quaken eines Frosches. Alle diese uns Deutschen geläufigen Märchenmotive finden sich zusammen in dem einen Zulumärchen von Uthlalanjama, und die anderen Märchen der Zulus haben andere Ähnlichkeiten, aber auch Verschiedenheiten, die sich aus der Verschiedenheit der deutschen von der südafrikanischen Landschaft, ihrer Tracht und Sitte ergeben.

Nicht allein jedoch in Landschaft, Sitte und Gewandung unterscheiden sich die Märchen der Völker, sondern noch mehr durch die Art der Darstellung und den Umfang der Einbildungskraft. Diese ist in den deutschen Märchen eng und bescheiden gegen die wuchernde Heppigkeit der indischen, die von keinem Volke erreicht wird. Eine Menge indischer Märchen tritt uns entgegen in der italienischen Literatur des 16. Jahrhunderts, aber scheinbar durchaus realistisch im zeitgeschichtlichen Kolorit der Renaissance. Und wieder sehen wir viele dieser Geschichten bei den nordischen Völkern, freilich in ganz anderer Fassung, unkörperlich entfunkelt, aufgelöst in düstere Schemenbildungen. So trifft man unendlich häufig aus dem nämlichen Stoffe stets andere, nationale Märchengewänder bereitet; es ist das internationale Märchen, das über die Lande fliegt, dem Zugvogel gleich, allenthalben anders ausgestattet, mit heimatischen Völkern und Bäumen, Feldern und Wäldern, an denen das Herz des Menschen von Kindesbeinen an mit stiller inbrünstiger Liebe hängt. Wie Schillers „Mädchen aus der Fremde“ sich in allen Ländern mit den herrlichsten Reizen der Gegend schmückt, die es mit seinem Erscheinen beglückt, so gab jedes Volk dem Märchen, das zu ihnen kam, die nationale Note nach seinem Sinn und seiner Sitte.

Man, die Märchen entstanden sind, ist eine ungelöste Frage. Eine Reihe Gelehrter vertritt die Ansicht, daß Märchen, Sage und Mythos aus gleicher Zeit stammen. Die Erzählungen unkultivierter Völker ferner Weltgegenden, aus deren Lebensweise die Gelehrten heute Schlüsse ziehen auf die Ursprünge der Kulturvölker und auch auf die Urgeschichte des deutschen Volkes, zeigen die Kerne zu Sagen, Märchen und Mythos nebeneinander. Die Zeit des Ursprungs von allen dreien ist wohl eine Zeit, in der Sitte, Recht, Dichtung und Religion eben erst werden wollten, ich möchte sagen: in der sie die ersten unbehobenen Verände machen, sich zu bewegen und zu entfalten. Auf dieser Stufe der Entwicklung standen einmal alle Völker, sogar die höchsten Kulturvölker; die sogenannten Naturvölker stehen heute noch dort, und auch Völker, die früher eine Kultur besaßen und sie später verloren, sinken unwillkürlich dorthin zurück. Der Leipziger Professor G. Vethe hat in seinem Werke „Mythos, Sage, Märchen“ als Märchen die von einem bestimmten Volkskreise nach seinem Ge-

schmack ausgewählte und seinem Wesen angepasste Auswahl aus dem großen internationalen Schatz hübscher Geschichten definiert, die zum Allgemeinbesitz der Völker geworden sind, aber auch wieder aus ihm ausgewählt wurden. Sie bringen allgemein menschliche alltägliche Eigenschaften, Leidenschaften und Vorkommnisse, Schwäche und Stärke, Scharfsinn und Dummheit, Erfahrungen und Weltweisheit zu anschaulicher Darstellung. Oder sie gaben auch gar nichts weiter als Unterhaltung und erzählten nichts anderes, als was ergötzt und gefaselt, und bieten der Phantasie des empfindlichen Erwachsenen wie des Kindes ein Spiel, das Welt und Leben von der engen Gebundenheit der Wirklichkeit befreit und heiteren Genuß bereitet, das den Sehnsüchten des Volkes entgegenkommt. Die Bedeutung des Wortes Märchen gibt uns schon einigen Aufschluß über sein Wesen. Es stammt von dem altheidischen „maere“, das zuerst die gewöhnlichste Benennung für alle erzählende Poesie war. Die Poesie aber, wie die Literatur überhaupt entsprang dem Unterhaltungsbedürfnis. Wie heute die Leute die Unterhaltung suchen und brauchen durch Dichter und Schriftsteller und Journalisten, so verlangten danach vor tausend Jahren die Leute im Karawanenzelt zwischen Bagdad und Damascus und die Zeitgenossen Homers an den Ufern des Ägäischen Meeres.

Wenig Märchen gibt es in den Schätzen der verschiedenen Völker, die sich Zug um Zug bedecken. Die meisten sind hier ärmer, dort reicher, und so manches Märchen erinnert nicht an ein, sondern an zwei, drei, vier, fünf andere zugleich. Unser Dornröschen ist bei uns in Deutschland vor Wilhelm Grimms Aufzeichnung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durchaus nicht nachweisbar, ist aber 1697 schon fast gleichlautend enthalten in einer Märchenammlung des Franzosen Perrault; etwas abweichend bereits in neapolitanischen Märchen, die Giambattista Basile in seinem Todesjahr 1697 herausgab. Ja es scheint, daß Schneewittchen und auch Dornröschen Wilhelm Grimm dem Franzosen Perrault nachgezählt, daß es vordem französische, literarische Märchen waren. Tatsächlich sind viele abendländische Volksmärchen nichts anderes als volkstümliche Nacherzählungen indischer und arabischer Kunstmärchen. Den Märchenmännern lag eben von jeher und bei allen Völkern bis nahe an unsere gewissenhaftere Zeit ausschließlich daran, für gefällige Unterhaltung zu sorgen. Woher sie die nahmen, darauf kam es ihnen niemals an. So ward denn gar manches Kunstmärchen ein Volksmärchen.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenreich.

Ein deutscher Eibenwald. Die Eibe (Taxus) war einst in Deutschland weit verbreitet und wegen ihres zur Verfertigung von Wogen und Armbrust sehr geeigneten Holzes sehr geschätzt, sie wurde besonders nach England exportiert. Heute existiert in Deutschland der seltene Baum nur noch in einzelnen Exemplaren oder kleinen Gruppen. Aber wer hätte geahnt, daß sich noch ein ganzer Wald innerhalb der schwarz-weiß-roten Färbefinde befindet, schreiben die „Münch. N. Nachr.“ und dazu bei Weisheim, unmittelbar vor Münchens Toren? Die Ortschaft Paterzell, zur Gemeinde Forst (St. Leonhard) gehörig, nächst dem nunmehr ausgetrockneten Zellsee gelegen, ist so glücklich, ein etwa 1/2 Quadratkilometer großes eibenbesetztes Areal zu besitzen, das nach der Zählung des Herrn Dr. F. Kollmann in Weisheim, der den Wald entdeckte, nicht weniger als 845 größere und 1456 kleinere Eibenhäuser beherbergt. Es ist ein kleiner Urwald mit recht starken, aber durch das Abschneiden der Zweige arg zerzausten Bäumen. Es sind nur sehr alte, 200- bis 500jährige, und junge, bis 50jährige Eibenhäuser vorhanden, die Mitglieder von 50—200 Jahren fehlen. Glücklicherweise sind die alten Eiben durchgehends faul und vor der Fäulnis der Menschen gerettet worden. Der stärkste hat in Brusthöhe einen Umfang von 2,64 Meter. Mehr als zwei Meter Umfang haben außerdem noch zehn Bäume und zahlreich sind solche in der Stärke von 1/2—1 1/2 Meter. Während als höchste Eibe Deutschlands die 13,1 Meter messende im Eisbuch galt, maß der Entdecker als größte Höhen zweimal 15 Meter, einmal 16 und einmal gar 18 Meter, so daß die Paterzeller Eiben den höchsten bekannten ihrer Art in der Normandie und England sich bis auf 2 Meter nähern. Nach alledem steht es fest, daß der Eibenwald bei Paterzell der großartigste in Deutschland, wenn nicht überhaupt der großartigste ist. Eigentümer dieses Waldes ist bis auf einen kleinen der Gemeinde gehörigen Teil der Staat, der ihn aber bisher so gut wie gar nicht geschützt hat; erst in jüngster Zeit hat auf verschiedene Eingaben hin das Finanzministerium angeordnet, daß wenigstens die Eiben geschont werden. Mit Recht fährt das Münchener Blatt fort: Das genügt aber bei weitem nicht, vielmehr besitzen wir hier geradezu ein Schulbeispiel für die Aufgabe des Vereins Naturforsch. (Geschäftsstelle in Stuttgart). Es kann und muß vom Staate gefordert werden, daß er den Eibenwald auf alle Zeit in seinen Schutz nimmt und als unantastbare Reservation erklärt.